

Teil I

DER DEALER

1

DAS TAL DER LANGEN MESSER

Der weiße Zwölftonner rumpelte die Hauptstraße entlang, wendete und parkte vor dem Hochhaus. Die Menge wartete schon. Frauen aus den oberen Stockwerken warfen ihren Kindern noch Geld für die Einkäufe in den Hof. Es war mittags, gegen 12.30 Uhr – und der fahrende türkische Supermarkt war da. Die Gegend hier nannten sie »das Tal der langen Messer« oder auch »Klein-Istanbul«.

Einer der Hochhausbewohner hatte den Lastwagen gekauft und holte damit jeden Morgen Lebensmittel vom Großmarkt. Drinnen lagen Tomaten und Auberginen, Käse und Olivenöl, Bulgur und Reis.

Eine Kundin nach der anderen stieg die Stufen hinauf ins Innere, suchte aus, was sie brauchte. Wer Geld hatte, zahlte am Kassentisch am Ausgang. Wer nicht bezahlen konnte, ließ anschreiben. Der Gemüsemann kannte seine Kundinnen.

Obwohl der Wagen häufig kam, war seine Ankunft jedes Mal ein Ereignis. Es gab Geschrei und Gedrängel. Mütter riefen nach ihren Kindern. Kinder liefen ihren Müttern hinterher. In den sechsstöckigen Häusern wohnten 63 türkische Familien.

An diesem Tag im Jahr 1993 stieß Mevlüde Cem auf ihrem Weg zum Einkauf mit dem halbwüchsigen Haluk zusammen. Haluk brüllte und schimpfte.

»Hure«, schrie er.

Innerhalb weniger Sekunden erreichte die Beleidigung, die Haluk Mevlüde Cem entgegengeschleudert hatte, den damals 16-jährigen Murat. Er lief in den Hof hinunter und griff sich Haluk. »Du bist ein Hurensohn«, rief Haluk.

Geschult im rauen Alltag des Problemviertels und ausgebildet in Taekwondo verprügelte Murat den unverschämten Haluk. Jeder verstand das. Haluk hatte Murats Mutter beleidigt. Damit hätte es gut sein können. Doch das war es nicht.

Haluks und Murats Familien beharkten und beleidigten sich seit Monaten. Die Feindschaft ging so weit, dass Murat mit seinen Verwandten bereits diskutiert hatte, Haluks Vater in den Keller zu locken, ihn dort mit Benzin zu übergießen und anzuzünden.

Vielleicht war der weitere Verlauf des Tages vorherbestimmt.

Am Nachmittag verprügelte Murats Onkel Haluks Vater.

Am Abend dann saß Murats Onkel mit Verwandten in einem türkischen Café in der Nähe des Bahnhofs. Jemand aus Haluks Clan ohrfeigte den Onkel.

Als Murats Onkel in der Nacht nach Hause ging, wartete Haluks Sippe im Schatten einer Treppe im Hof. Sie hatten Messer dabei und einen Spitzhammer. Auch Murats Onkel trug ein Messer.

Ein Kampf entbrannte. Das Gebrüll schallte durch den Innenhof, Dutzende Männer und Frauen rannten nach unten. Es wurde eine Massenschlägerei. Vielleicht waren 100 Personen beteiligt, vielleicht auch mehr. Schmerzensschreie gellten, Fäuste flogen, Blut floss. Auch Murat prügelte mit, natürlich.

Am Rand des Hofes lag sehr bald, mit dem Oberkörper gegen die Wand gelehnt, ein Freund von Haluks Vater. Er blutete stark aus dem Oberschenkel. Murats Onkel hatte ihm ein Messer ins Bein gerammt.

Als Streifenwagen heranbrausten, warfen alle ihre Waffen in die Mülltonnen, Messer und Stöcke und Hämmer. Eiligst verzogen sich Kämpfer und Zuschauer in ihre Wohnungen.

Oben, im sechsten Stock, versammelte sich Murats Familie im Wohnzimmer. Der Onkel hatte gerade einen Asylantrag gestellt, ein anderer musste die Schuld für die Messerattacke auf sich nehmen. Denn eines stand fest: Wenn einer aus der Familie sich zu der Tat bekannte, würden die anderen Familien im Haus den wahren Täter nicht anzeigen. So war das im »Tal der langen Messer«. Man regelte die Dinge untereinander, unter Türken, zwischen den Familien. Die deutsche Polizei brauchte man dazu nicht.

Die Wahl der Familie fiel auf Murat. Er war noch nicht volljährig, hatte keine Vorstrafen. Er hatte wenig zu befürchten. Dass der Jüngste eine Straftat auf sich nahm, war normal in »Klein-Istanbul«, das war seine Pflicht als Sohn, Bruder, Neffe.

Als die Polizisten die sechste Etage erreichten, hatte Murat schon zugestimmt. Zwei Beamte betraten die Wohnung, die Familie saß auf den Sofas. »Wer war es?«, fragte einer der Uniformierten. Mevlüde schaute ihren Sohn an. »Sag, dass du es warst«, sagte sie auf Türkisch.

Murat stand auf. »Ich war es«, sagte er. Auf seinem T-Shirt war noch Blut von der Schlägerei.

Die Beamten legten ihm Handschellen an und nahmen ihn mit. Im Auto, auf dem Weg zur Wache sagten ihm die Polizisten, er habe seine Zukunft verbaut. Morgen werde er dem Haftrichter vorgeführt und befragt. »Ich sage dazu nichts«, sagte Murat.

In der Zelle legte Murat sich auf eine Holzpritsche und wartete. Am Morgen musste er zur Toilette. Ein Polizist sagte ihm, er müsse jetzt durchhalten, er werde sowieso gleich abgeholt. Zum Frühstück brachte der Polizist Murat ein Schinkenbrot. Obwohl er hungrig war, ließ Murat das Brot liegen. Er war nicht strenggläubig, aber Schweinefleisch aß er nicht.

Irgendwann brachten sie ihn in ein Büro. Ein Polizist wollte wissen, wie genau er dem Mann das Messer in den Oberschenkel gerammt hatte und warum er das getan hatte.

»Ich sage nichts«, sagte Murat.

Was für ein Messer er denn benutzt habe, fragte der Polizist.

»Weiß ich nicht mehr«, blaffte Murat.

Der Polizist legte ihm die Messer aus den Mülltonnen vor. Es war ein gutes Dutzend. Welches es gewesen sei. Er wisse es nicht, gab Murat zurück, es könne jedes gewesen sein.

Der Beamte wurde erst ungeduldig, dann ärgerlich. Vor ihm saß ein junger Türke, der einen Mann schwer verletzt haben wollte und weder zum Tathergang noch zur Tatwaffe

etwas sagen konnte. Er besprach sich vor der Tür mit einem Kollegen. Murat hörte, wie er raunte, sie würden die Sache nicht klären können. Als sie zurückkamen, sagten sie Murat, er könne gehen.

Draußen rief Murat aus einer Telefonzelle seine ältere Schwester an. Sein Bruder holte ihn ab. Als sie zu Hause ankamen, wartete die ganze Familie auf Murat. Sie klatschten und klopfen ihm auf die Schulter. »Gut gemacht!«, riefen sie.

Murat fühlte sich, als sei er gewachsen, als sei er mit der Nacht im Knast ein paar Jahre älter geworden. Er fühlte sich wie ein Mann, wie ein Held.

Er war angekommen in einem Umfeld, das seine eigenen Regeln machte, unabhängig von deutschen Gesetzen. Familie und Landsleute waren wichtiger als der Rechtsstaat. Es war in Ordnung, sich zu prügeln, mit einem Messer auf andere einzustechen und die Polizei zu belügen. Es war etwas, auf das man stolz sein konnte.

Über 25 Jahre später steht Murat in dem Hof, in dem einst die Massenschlägerei tobte. Er duckt sich, schmiegt sich an die Wand unter der Treppe. »So haben die damals gewartet«, sagt er. »Hier unten war kein Licht, man musste das auf dem Balkon anmachen.«

Er reckt den Kopf und schaut nach oben. Über dem Hof sind sechs Stockwerke mit offenen Fluren. Davon gehen die Wohnungstüren ab. »Früher waren die Türen immer offen. Man ging einfach rüber zu den Leuten«, sagt Murat.

Heute sind die Türen zu. Es ist später Vormittag, die meisten Bewohner des Hochhauses dürften bei der Arbeit sein. Wenn Murat von seiner Jugend in diesem Stadtteil erzählt, dann entsteht das Bild eines Problemviertels, Gewalt und Drogen, gescheiterte Integration, Unordnung und Dreck.

Noch heute sind fast alle Klingelschilder mit türkischen Namen beschriftet. Doch heute ist die Straße sauber. Am Rand parken Autos, Mittelklassewagen, unbeschädigt. Hinweisschilder auf Deutsch und Türkisch erklären, dass das Ballspielen im Hof und auf der Wiese vor dem Haus verboten ist. Murat lacht. »Das war früher auch verboten. Wir haben es trotzdem gemacht.«

Er fährt mit dem Aufzug nach oben. Oben, vor der Tür der elterlichen Wohnung, steht ein Sofa, Schuhe neben der Tür. Seine Schwester hat die Wohnung kürzlich verkauft. Sie wohnte als Letzte aus der Familie noch im »Tal der langen Messer«. Die anderen sind schon vorher weggegangen. Dann zog auch Murats älteste Schwester eine Straßenecke weiter.

Murat war seit Jahren nicht mehr hier. Es ist der Stadtteil seiner Kindheit und Jugend. Das Viertel hat ihn geformt und beinahe ins Verderben geführt. Und zugleich hat es ihn mit jenen Talenten gesegnet, die ihn zum legendären Spitzel werden ließen. Murat wurde ein Straßenjunge im Dienst des Rechtsstaats, ausgestattet mit einer eigenen Mischung aus Gerechtigkeitssinn, Anstand und krimineller Energie. Es war eine einzigartige Kombination.

Es gibt den Abenteuerspielplatz noch, auf dem Murat und seine Freunde einst ihre eigenen Hütten zusammenzimmerten. Der Sozialarbeiter, der über den Spielplatz wachte, war für viele eine Art Ersatzvater. Er war streng, und sie mochten ihn.

Es gibt die Holzbrücke über den Bach noch, auf der sie einst heimlich rauchten, später mit Mädchen rummachten und noch später Drogen verkauften.

Hinter dem Haus, links von der Brücke, ist heute eine Betonfläche. Murat läuft hinüber, er sucht etwas. Zwei Jugendliche stehen zusammen. Schon aus ein paar Metern riecht man es. Sie kiffen. Die beiden werfen etwas auf den Boden und gehen weg. »Siehst du?«, sagt Murat triumphierend. »Es ist immer noch so.«

Murat hat ein neues T-Shirt in Tarnfarbe an und trägt ausgesprochen saubere Turnschuhe. Die Frisur sitzt, heute mehr als sonst. Er streicht sich eine Strähne aus der Stirn. Murat lächelt. Es ist ein Siegerlächeln, aus dem das Selbstbewusstsein eines Mannes spricht, der es geschafft hat.

Murat hat über die Jahre zwölf Vorstrafen gesammelt, unter anderem für Körperverletzung, Diebstahl, Drogenhandel, illegalen Waffenbesitz. »Wenn man sieht, wo ich herkomme, ist das eigentlich wenig«, findet er. Manche Polizisten, die ihn lange kennen, sehen das ähnlich.

Es ist ein milder Tag im Frühsommer, Murat blinzelt zufrieden in die Sonne. Er schwelgt in Erinnerungen. Wenn er hier ist, fühlt er sich gut. Er glaubt, er sei dem Viertel endgültig entkommen. Doch die Wahrheit ist: Der Fluch seiner Kindheit verfolgt ihn immer noch. Seiner eigenen Geschichte kann niemand entkommen.

Murats Eltern stammten aus Elbistan in der Provinz Kahramanmaraş im Osten der Türkei. Kurden und Türken und Araber lebten dort miteinander.

Mevlüde, Murats Mutter, ging in ihrem ganzen Leben nur einen einzigen Tag zur Schule. Weil sie als Mädchen nicht lernen durfte, schlich sie sich heimlich in die Klasse, für einen Tag. Als sie aufflog, schimpften die Eltern mit ihr. Lesen und Schreiben lernte sie nie.

Mit 14 Jahren heiratete sie den 15-jährigen Muhammed. Sie war Türkin, er Kurde. Sie wohnten bei ihren Schwiegereltern in einem Dorf aus Lehmhütten. Die meisten Menschen dort waren Selbstversorger.

Nach der Schule musste Muhammed zum Militärdienst. Mevlüde blieb bei seinen Eltern, bis er Jahre später zurückkam. Ihr erster Sohn war schon auf der Welt, als sie 1969 als Gastarbeiter nach Deutschland kamen. Es zog sie nach Nordrhein-Westfalen, wo Muhammed Arbeit in einer Gießerei fand. Mevlüde sortierte dort Waren. Murat war das fünfte von insgesamt sechs Kindern, die sie bekamen, drei Mädchen und drei Jungs.

Als Murat sieben Jahre alt war, kam er von der Schule nach Hause. Seine älteste Schwester öffnete ihm die Tür. »Vater ist gestorben«, sagte sie. Murat brach in Tränen aus. Mit einem Bild, das er in der Schule für den Vater gemalt hatte, schloss er sich im Badezimmer ein.

Der Vater habe während der Nachtschicht unter seinem blauen Ford Transit etwas schweißen wollen, erzählte man Murat später. Das Kabel des Schweißgeräts sei defekt gewesen. Die Frühschicht fand ihn tot unter dem Wagen.

Fortan schlug die Familie sich ohne Vater durch. Die Mutter und die älteste Tochter übernahmen das Kommando. Finanziell kamen sie über die Runden: Jedes Kind bekam eine Halbwaisenrente von der Berufsgenossenschaft, die Mutter eine Witwenrente. Und Murats ältester Bruder arbeitete auch schon in der Gießerei.

Seine Freizeit verbrachte Murat mit den anderen Kindern draußen, auf dem Spielplatz. Im Sommer flutete die Stadt ein flaches Betonbecken mit Wasser. Es war ihr